

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 7 (1913)
Heft: 1

Artikel: Ein Ende und ein Anfang
Autor: Ragaz, L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-133004>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dir. So wird das Wort zur Lebenskraft. Aber dann redet man nicht drüber, sondern lebt drin.

Es ist immer ein Joch, was man auf sich nehmen muß. Die das Joch tragen, die werden sanftmütig und von Herzen demütig. Die schreien ihn nicht als König aus.

Als es damals hieß: Dein König kommt zu dir, mußte man den Haß aller Religionsmenschen auf sich nehmen, wollte man zu Jesus stehen. Das wollten sie nicht. Da flohen auch alle seine Jünger.

Aber wer das Joch auf sich nimmt, der führt sein Leben unmittelbar vor Gott, der sieht nur eine Linie, die vom Ich zum Vater führt. Der wird auch ein eigentümlich selbständiger Mensch, ein wahrhaft freier. Und weil er an Gott gebunden ist, spürt er auch neue Gotteskräfte, vielleicht ganz langsam wie ein Genesender, aber köstliche, unbeschreibliche Lebenskräfte.

Dieser freie König ist Jesus. Er will nicht König sein über Knechte. Allen Anhängern weiß er sich zu entziehen, aber den unmittelbaren Gotteskindern begegnet er, wie er damals in der Nacht seinen Jüngern begegnete, ob sie gleich mitten auf dem Meere schwammen. Er ist der Erstling, sie seine Brüder, alle sind sie Kinder in des Vaters Hause. Wo sie sind, ist Himmelreich überall auf der Erde und mitten im Hades, und da heißt es: Bei euch bin ich alle Tage bis an der Welt Ende. Das merkt jeder, aber alle sind freie, alle sind eines Vaters Kinder. Man kennt sie daran, daß sie sich auch untereinander verstehen. Ohne daß sie Worte machen, sieht man den Gottesglanz auf ihnen, in ihren Häusern, ihren Verhältnissen, ihrer ganzen Umgebung. Denn das Königreich von Jesus will die Erde erobern. Es will nicht unsichtbar sein, sondern sichtbar, das Diesseits erfüllen, die Erde in Besitz nehmen, daß sie eine Stätte werde, in der der Vater groß, geehrt und geheiligt wird. In diesem neuen Machtbereich des Lichts, des Lebens, der Gotteskraft, da ist er König. Man braucht ihn dazu nicht anzurufen und ihn zum König zu machen. Man sieht, daß er's ist. Den Sehrenden wird er sich nie entziehen, aber denen, die sich nur anhängen wollen, wird er immer ausweichen. Er ist der König der freien Gotteskinder.

Heinrich Thobth.

Ein Ende und ein Anfang.

Treitschke hat in seiner Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert in seiner wuchtigen Weise die Stimmung geschildert, die beim Anbruch des Jahres 1813 deutsche Gemüter erfüllte. Napoleon hatte auf den Schneefeldern Rußlands jene ungeheure Katastrophe erlebt, die in der Geschichte kaum ihresgleichen hat. Jetzt war der

Augenblick gekommen, sein Joch abzuschütteln, „jetzt oder niemals!“ In mächtiger Spannung begrüßten alle die das Leben ihrer Zeit ernsthaft mitlebten, jenen Neujahrs Morgen, großer Dinge gewärtig. Und die großen Dinge kamen: es folgte jenes gewaltige Ringen, das in der Schlacht bei Leipzig seinen Höhepunkt erreichte und mit dem Einzug der Verbündeten in Paris endigte. Heute, nach hundert Jahren, sind wir wieder von dieser Stimmung gespannter Erwartung beherrscht. Ich denke dabei aber nicht bloß an den von Einigen ersehnten, von der Mehrheit aber gefürchteten Ausbruch des Weltkrieges; das ist nur ein Teil der allgemeinen Erwartung; wir haben vielmehr die Empfindung, in eine Periode großer Umwälzungen des äußern und innern Lebens der Menschheit eingetreten zu sein. Dieses Gefühl kann, ja muß wohl auch sonst über uns kommen, nicht bloß um die Jahreswende; aber diese ist geeignet, es zu verschärfen und dazu kommt, daß gerade um diese Jahreswende herum eine gewisse Stille auf der Welt liegt, die uns unwillkürlich an jene Stille erinnert, die gewaltigen Stürmen vorauszugehen pflegt. Aber auch abgesehen von dieser Stimmung der Stunde muß jeder, der die Entwicklungen der letzten Zeiten aufmerksam verfolgt hat, zu der Ueberzeugung gelangen, daß wir an einer großen Wende stehen. Mir drängen sich die Gedanken und Empfindungen dieser Art immer wieder in den Satz zusammen: wir stehen an einem Ende.

Wir stehen an einem Ende! Das war einer der Eindrücke, den wir von dem Friedenskongreß in Basel empfangen. Hier kam also dieser Eindruck vom politischen und sozialen Leben her. Zu Ende geht jene Politik, die, umgeben vom Glanz nationaler, ja sogar religiöser Ideale, tief in tierisches Wesen hineinführte, die einen Haufen von Berufspolitikern Völkerschicksale machen ließ — menschlich angesehen! — ohne daß davon die Völker etwas Rechtes erfuhren oder dazu etwas Ernsthaftes zu sagen hatten. Diese Politik ist sichtlich in Verwirrung geraten. Nicht nur ist sie durch den Gang der Weltereignisse beschämt worden, noch mehr Eindruck muß es auf sie machen, daß die Völker anfangen sich gegen sie aufzulehnen. Der Protest des internationalen Sozialismus war nur der Ausdruck einer in der heutigen Welt weit verbreiteten Empfindung. Daraus erklärt sich seine große Wirkung. Die Verwirrung der zünftigen Politik zeigt sich in der Unsicherheit ihrer Maßnahmen, in der — sittlich ja rühmenswerten — Angst, den ungeheuren kriegerischen Apparat, den man sich aufgebaut, auch in Bewegung zu setzen. Es fehlt dazu das gute Gewissen, es fehlt der tragende Grund einer allgemeinen Einmütigkeit des Gefühls. Hier zeigt sich also ein Ende. — Im sozialen Leben tritt diese Tatsache noch viel deutlicher hervor, so deutlich, daß auch Kurzsichtige sie erkennen müssen. Mögen die heutigen Ordnungen, das, was wir mit dem Wort „Kapitalismus“ zusammenfassend bezeichnen, äußerlich betrachtet noch so mächtig und sogar im Wachstum begriffen sein, so wächst doch auch der Widerstand dagegen und wird immer mächtiger.

Man braucht dabei keineswegs bloß an die zunehmende Macht der sozialistischen Parteien und Organisationen zu denken; noch viel mächtiger ist das zunehmende Erwachen des sozialen Gewissens und sozialen Denkens. Es ist etwas in den Herzen der Menschen erwacht, das diese Ordnungen verurteilt, auch bei denen, die sie noch stützen. Es ist auch hier ein Ende sichtbar. — Weniger leicht faßbar, aber im Grunde noch entschiedener und bedeutsamer tut sich uns die gleiche Sachlage auf dem Gebiete des rein geistigen Lebens kund. Unsere Moralbegriffe genügen nicht mehr, unsere bisherigen Ideale verwelken. Sie entsprechen nicht mehr unserem tieferen Empfinden und nicht mehr unserer Lage. Die Formen und Formeln, womit wir bisher das Leben ordneten, erweisen sich als zu eng; sie sind ein Kleid, das nicht mehr recht paßt. Ueberall will ein Neues hervorbrechen. Wir können es noch nicht recht in Formeln fassen, oft überhaupt noch nicht fassen, kaum ahnen, aber es macht uns mit dem Bisherigen unzufrieden. Auch auf den weniger innerlichen Gebieten des Geisteslebens: in Wissenschaft, Philosophie, Pädagogik ist das allgemeine Gefühl: der bisherige Weg geht zu Ende, wir kommen darauf nicht mehr recht weiter. Wenn der Weg verlegt ist, dann gerät man in Verlegenheit. Unsere Zeit ist in dieser Verlegenheit. Ratlos steht sie vor gewissen Erscheinungen des gesellschaftlichen und geistigen Lebens. Mit ihrem Rat ist es zu Ende. Jeder von uns stößt auf gewisse Aufgaben, gewisse Nöte, von denen er sich sagen muß: „Hier gibt es zunächst keinen Weg mehr, hier muß ein Neues kommen, das wieder Ausblick ins Weite und Hilfe gewährt!“ Dafür nur einige Beispiele: Wie entgehen wir dem zunehmenden Verschwinden der freien Natur? Wie überwinden wir das ungeheure Uebel der Prostitution? Wie besiegen wir die Nöte der Großstadt? Wir sind bis hart an diese Fragen herangeführt, wir fühlen sie in ihrer Schwere, aber die Hilfe liegt jenseits unseres Blickfeldes — wir sind am Ende.

Am eindringlichsten aber wird die Not — eine Not ist es ja vielfach — auf dem Gebiete des religiösen Lebens. Hier muß wieder jeder nicht ganz Gedankenlose sagen: wir stehen an einem Ende! Hier ist der Zusammenbruch am größten, das Ungenügen am stärksten, die Umwälzung am tiefsten. Es zerbricht die bisherige Gestalt des Christentums. Wenn man diese Gestalt die kirchliche nennen will, wozu man ein gutes Recht hat, so ist die Tatsache offenkundig genug. Diese Gestalt wird von einer rasch zunehmenden Zahl von Menschen aller Kreise als ungenügend, ja unwahr empfunden. Das ist ein offenes Geheimnis. Darüber darf uns die Beobachtung, daß die Kirchen sich da und dort wieder füllen und das kirchliche „Leben“ einige wirkliche Lebenszeichen gibt, nicht täuschen lassen. Die Zeit des religiösen Winters ist eben vorüber und wenn der Frühling kommt, steigt der Saft auch in alte und dürre Bäume. Aber er stößt auch das Tote ab. Die gleiche Bewegung, die teilweise die Kirchen belebt, wendet sich noch viel stärker gegen sie. Es ist eine

allgemeine Unzufriedenheit mit dieser Form vorhanden. Viele leiden tief darunter und sagen: „Es kann so nicht mehr lange weitergehen.“ Aber ich meine, daß wir noch mehr sagen müssen: Auch das Christentum selbst zerfällt. Dabei verstehe ich unter Christentum nicht etwa Jesus und seine Sache, und nicht das, was davon in der ganzen Geschichte des Abendlandes und der Menschheit überhaupt lebendig ist — und dessen ist sehr viel! — sondern das bestimmte System von Gedanken- und Lebensformen, zu welchem die Sache Jesu im Laufe der Zeiten ausgestaltet worden ist und das man so gemeinhin Christentum nennt. Dieses System genügt heute nicht mehr; es zerbricht. Es ist ein Ende da. Dieser Weg geht nicht weiter. Hier ist die Verlegenheit am größten. Die sogenannte positive Form des Christentums genügt nicht mehr, aber die freisinnige vielleicht noch weniger. Tatsächlich findet von den wirklich stark nach dem höchsten Leben Hungernden kein Einziger mehr in diesen Formen, was er sucht. Das Sehnen der Seelen geht weit darüber hinaus. Am stärksten muß sich diese Verlegenheit im Zentrum des christlichen Lebens zeigen: im Verhältnis zu Jesus. Diese Bedeutsamkeit hat in dieser Beziehung jener Sturm gehabt, der Jesus als eine geschichtliche Tatsache hinwegzufegen drohte. Freilich hat er dieses Ziel so wenig erreicht, daß er vielmehr das Gegenteil bewirkt hat: er hat Bahn gemacht für ein neues Kommen Jesu! Aber er hat auch gezeigt, wie bitter nötig dieses neue Kommen Jesu ist. Ratloser kann man nicht sein, als unsere heutige Theologie, die ja unsere religiöse Lage widerspiegelt. So ratlos ist sie wohl selten oder nie gewesen. Ähnlich verhält es sich mit der Gotteserkenntnis. Auch hierin haben wir vieles erlebt. Es ist vieles zusammengebrochen von der alten Sicherheit unserer Aussagen über Gottes Wesen und Walten. An Stelle des zuversichtlichen Redens ist ein sehr beredtes Schweigen getreten, ein Schweigen der Verlegenheit, aber auch der Ehrfurcht, der Erwartung. Es ist ein Ende da.

Ich möchte nicht mißverstanden sein, wenn ich sage, daß wir an einem Ende stehen. Das ist nicht so gemeint, daß in nächster Zeit große Entscheidungen und Neubildungen eintreten müßten. Wer wollte dies nur so einfach behaupten? Diese Entwicklungen können sich noch lange hinziehen; sie bedürfen zum Ausreifen vielleicht noch viel Zeit, viel mehr, als manchen von uns lieb ist; wir müssen den Maßstab dafür groß nehmen. Was ich sagen will, ist nur dies: alles drängt, rasch oder langsam, einem Neuen entgegen; wir stehen an einem Ende — mag dieses auch ein Jahrhundert oder länger dauern.

Aber wir stehen auch an einem Anfang. Das versteht sich doch wohl von selbst. Oder sollen wir denen recht geben, die uns sagen, daß wir dem wirklichen und endgültigen Ende entgegengehen? Diesen Eindruck macht uns die Welt nicht. Es mag wohl zu gewaltigen Katastrophen kommen, wie denn der gefürchtete Weltkrieg wohl zu einer solchen werden könnte. Aber trotzdem müßten diese Katastrophen nicht das Ende bedeuten, sondern könnten auch

ein rascheres Kommen des Neuen bewirken. Dieses Neue ist in der Welt schon da. Es ist's ja, das uns mit dem Vorhandenen unzufrieden macht. Wir könnten wohl das Ende gar nicht sehen, wenn wir nicht auch schon etwas vom Anfang sähen. Wir glauben an das Ende des Winters, weil wir den Frühling ahnen, ja schon da und dort aufblühen sehen. Dieses Frühlingsgefühl lebt in unserer Zeit, neben allen Todeswehen, und darum glauben wir, daß es nicht dem Ende entgegengehe, sondern neuem, höheren Leben. Es ist ein Quellen und Drängen von neuen Kräften und neuen Wahrheiten aus der Tiefe, ein fernes Aufleuchten höherer Gipfel des Menschentums, ein unerwartet erwachter, immer neue Gestalten annehmender, immer näher, immer zuversichtlicher werdender Glaube an alle alten hohen Verheißungen. Was fast als Märchen erschien, will Wirklichkeit werden; alte, kaum mehr verstandene Worte bekommen einen neuen Sinn; oft mit titanischer Kühnheit, aber oft auch in frommer Demut greifen Menschen wieder nach dem Allerhöchsten. Das ist das Neue, das aus der Tiefe drängt, eine ganze neue Welt. Noch können wir diese nicht recht festhalten, zu sehr ist sie im Werden, noch sollen wir sie nicht anrühren, noch will sie uns, wenn wir näher treten, entschweben wie ein Traum — und doch ist sie da und übt ihren Einfluß, und doch wird sie mit jedem Tag wirklicher. Und es ist die Welt Gottes; unseres Gottes, des alten Gottes; es ist seine Welt, und wenn sie uns neu ist, so nur, weil sie sich uns neu erschließt; wenn sie ein Wunder ist, so nur, weil Gott, wo er lebendig erkannt wird, immer wunderbar ist. Es ist nicht Auflösung, sondern Erfüllung. An Stelle der zerfallenden Moralbegriffe treten Versuche, das Gute besser, tiefer zu erfassen. An die Stelle der kirchlichen Gestalt des Christentums tritt seine weltliche, nämlich das Reich Gottes, das weltlich ist, weil es rein göttlich ist; an Stelle des Christentums — Jesus. Jesus kommt — die Welt hat lange, sehr lange kein so machtvolles Kommen Jesu gesehen. Daß es zum guten Teil infognito geschieht, hat das nicht seinen tiefen Sinn? Stimmt das nicht mit den alten Weissagungen? Wir sind freilich noch vielfach Entbehrende, noch fröstelt es uns manchmal im Morgenwind, aber müssen wir nicht trotzdem bekennen, daß wir heute viel, viel mehr von der Wahrheit Christi sehen, als vor zwanzig Jahren? Es ist ein Licht aufgegangen — nur Geduld, es wird noch voller Tag und Frühling werden zu seiner Zeit! Hoch über den verfallenden heutigen Formen und Formeln erscheint die Herrlichkeit Christi — alt und neu! Und so sind wir auch von Gott nicht verlassen. Eine neue Erkenntnis Gottes dämmert herauf, ja sie bricht sich in manchen Strahlenwellen schon heute Bahn. Daß wir davon noch nicht geläufig reden können, ist ganz gut; es ist lange genug zu viel von Gott geredet geworden; wir können doch davon leben, wenn auch nicht in geistiger Ueppigkeit. Gotteserkenntnis, Gottesleben erfüllt heute wieder wunderbar so viele Herzen, die freilich

noch keinen Namen dafür wissen und wissen wollen. Das ist das große, unglaubliche Wunder unserer Tage: dieses neue Kommen Gottes zu den Menschen. Das strahlt Weihnachtsahnung in unsere Herzen. Wir brauchen in den Verlegenheiten aller Art, worin die heutige Welt geraten ist, nicht zu verzagen: Gottes Wege sind nicht am Ende, wo die unsrigen aufhören. Der Gott, den wir unseren Vater nennen, ist zugleich der Schöpfer, der Macht und Lust hat, stets aufs neue ein „Werde“ zu sprechen. Wir dürfen auf das Größte und Wunderbarste gefaßt sein; nach dem echten Glauben der Bibel liegt das Größte nicht hinter uns, sondern vor uns. Großartiger ist dies nie gesagt worden, als in dem Worte: „Wir warten auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, darinnen Gerechtigkeit wohnt.“

Es ist ein Ende da und ein Anfang. Das ist das Eigentümliche unserer Lage; aus dieser Tatsache allein läßt sie sich verstehen in ihrer chaotischen Buntheit. Daraus erklären sich ihre schreienden Gegensätze, die uns oft so sehr verwirren wollen. Altes und Neues geraten miteinander in einen Kampf und dieser wird umso heißer, je näher die Entscheidung rückt. Das kriegerische Ideal fühlt sich bedroht; darum haben wir heute einen so bewußten, leidenschaftlichen Militarismus, dem ein ebenso bewußter und leidenschaftlicher Antimilitarismus entgegentritt. Der Patriotismus alten Stils fühlt, daß seine Zeit vorüber ist und wird darum desto aufgeregter, dafür gibt es denn einen offenen Antipatriotismus. Das Kirchtum rafft sich unter den Angriffen, die es erleidet, zu einer Betonung seines Rechtes auf, die ihm früher fremd war und so haben wir neben der bewußt antikirchlichen Strömung eine bewußt kirchliche. Dem Erwachen der religiösen Ehrfurcht entspricht eine neue Energie der Religionsfeindschaft, der ehrfurchtsvollen Besinnung des Christentums auf sich selbst, ein ungescheutes Heraustreten des Heidentums. So treten die alten Gegensätze gleichsam erfrischt einander gegenüber. Die Toten stehen auf, um noch einmal den alten Kampf zu kämpfen, der vielleicht ein Entscheidungskampf wird. Gerade dieser Zug verleiht der Zeit das Gepräge einer Entscheidungszeit. Er macht sie schwer, aber freilich auch groß. Wer das Neue, auf das er hofft, einmal recht gesehen hat, der läßt sich durch diesen Kampf nicht beirren. Er begreift, daß das Neue einen Kampf mit dem Alten hervorgerufen muß, er weiß, daß das Alte auch sein Recht hat und daß das Neue nur in dem Maße einen wirklichen Sieg gewinnen kann, als es die Wahrheit des Alten in sich aufgenommen hat. Inzwischen bezeugt der Widerstand, den das Neue findet, seine Lebendigkeit. Wie sollte aber das Neue unterliegen können? Daß es da ist, daß es hervorbrängt, beweist seine Notwendigkeit.

Daß trotzdem in einer solchen Zeit zu leben schwer ist, wissen wir alle. Der Zwiespalt geht auch durch unsere eigene Brust. Wer ihn gar nicht in sich trüge, könnte keiner von denen sein, die ihn aufheben helfen. Wir sind heute in mancher Beziehung arm: denn wir sehen da und dort das Ende, aber weniger den Anfang, wir empfinden manchmal

die Verlegenheit, aber wir wissen die Hilfe nicht. Wir können nicht mit schön zu paraphrahierenden Lösungen aufwarten, sondern müssen da und dort gestehen, daß wir keinen Weg wissen, was den heutigen, immer noch dogmatisch gestimmten Menschen als Armutzeugnis erscheint. Wir möchten herzlich gern aus den alten Formen heraus ins neue Leben hinein und müssen, da das Neue noch nicht da, der neue Weg nicht sichtbar ist, im Alten ausharren. Wir kommen so in aufreibende Konflikte hinein, die die Einheit und Lauterkeit unseres Wesens gefährden. Vielleicht der härteste Kampf ist der, herauszubringen, wann das Alte reif ist zum Abbruch und das Neue zur Gestaltung. Könnten wir nicht zu früh das Alte aufgeben? Wäre es aber nicht noch viel schlimmer, wenn wir die Stunde des Neuen versäumten? Wer sagt uns aber die rechte Stunde? Das und vieles Ähnliche ist schwer genug.

Eines tröstet uns dabei: da das Neue nicht Auflösung, sondern Erfüllung sein soll, so sind wir nicht von der Wahrheit völlig verlassen, auch wenn das Alte uns nicht mehr recht genügt. Dadurch wird auch die Einheit unseres Wesens gerettet.

Im übrigen wird eine solche Zeit uns von selbst ein bestimmtes Verhalten als das richtige vorschreiben. Wir werden in einer solchen Zeit nicht darauf aus sein, möglichst rasch wieder zu neuen festen Formen und Formeln zu gelangen, sondern warten und reif werden lassen, auch auf die Gefahr hin, daß die Formen- und Formelmenschen uns Unklarheit vorwerfen. Wir werden uns auch hüten, in einer solchen Zeit die Kraft und Aufmerksamkeit der Menschen auf Nebensachen zu lenken, auf allerlei Reformen im Äußeren, sondern unsern Sinn und, soweit dies an uns liegt, auch den der Andern, mit Leidenschaft auf das Eine, das not ist, richten. Wir werden darum aufräumen mit dem Kleinkram, der den Blick aufs Große versperrt, werden den alten Wust wegschaffen, der das bessere Leben hemmt. Wir werden Wartende werden, die allerdings wissen, daß es vielleicht eines Tages Entscheidungen gilt, die hohen Einsatz kosten, in denen aber auch das Größte gewonnen werden kann.

Das helle oder dumpfe Bewußtsein davon ist wohl die tiefste Ursache der Spannung, womit wir in diesen Tagen in die Welt hinausschauen. Wir erwarten, daß sie Ueberraschungen, Prüfungen bringe. Die Menschen werden durch das Werde, das unsere Zeit durchbrauft, aufgerüttelt zum Stellungnehmen in den großen Fragen des Menschenwesens; sie fühlen sich Entscheidungen entgegengedrängt. Sie fürchten, sie hoffen, sie leben seelisch auf. Ein Neujahr Gottes leuchtet auf. Das alles ist gut. Wir danken dafür. Mögen auch Stürme und Erdbeben kommen, sie werden dieses Geschlecht aus Kleinlichkeit und Seelenschlaf aufrütteln, sie werden uns vor Versumpfung bewahren. Zum Fürchten ist kein Anlaß. Was wir nötig haben, ist ein ganzes, entschlossenes Wesen, ein starkes Vertrauen und einen ruhigen Hort über der Welt.

L. Nagaz.